

Johann Valentin Andréä, Die chymische Hochzeit Christiani Rosenkreutz anno 1459, herausgegeben von Alfons Rosenberg, Otto Wilhelm Barth Verlag München-Planegg, geb. DM 12.80. – Wir haben des Theologen und Mystikers Joh. Val. Andréä aus Anlaß seines 300jährigen Todestages 1654 in Heft 3/1954 unserer Zeitschrift gedacht. Leben und Werk dieses eigenartigen Mannes sind noch längst nicht genügend erforscht und vor allem nur wenigen Spezialkennern zugänglich. Das liegt an der barocken und schwer verständlichen Sprache seiner Schriften, der deutschen sowohl wie der lateinischen. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß Alfons Rosenberg im Rahmen der von ihm herausgegebenen Schriftenreihe „Dokumente religiöser Erfahrung“ „Die chymische Hochzeit“ in modernes Deutsch übertragen hat. Sie ist als früheste der sogenannten Rosenkreuzer-Schriften 1616 anonym in Straßburg erschienen und hat einer Bewegung an das Licht des Tages und der Öffentlichkeit verholfen, die untergründig zwar längst vorhanden, aber noch nicht zur Wirkung gekommen war. Es hat nie einen organisierten Rosenkreuzer-Bund gegeben, wohl aber Menschen, denen es darum ging, in den zerrissenen Zeiten des beginnenden 17. Jahrhunderts eine Synthese zwischen Glauben und Wissen zu finden, eine neue christliche Weltsynthese. Schöpfung und Erlösung, göttliche Gnade und menschliches Handeln waren für sie aus einer Wurzel entsprungen und wiesen auf ein Ziel hin: Vereinigung der inneren und der äußeren Welt, der Mensch- und der Gotteswelt in Christus. Sinnbild der Natur- und Menschenwelt war die Rose, Sinnbild des Christlich-Göttlichen das Kreuz; daher der seltsame Name „Rosenkreuz“ für die Zentralgestalt der „Chymischen Hochzeit“. Dem Text selbst ist eine Einleitung des Herausgebers vorangestellt, in der er die Persönlichkeit des Joh. Val. Andréä liebenvoll schildert. – Das Buch erhebt nicht den Anspruch, die längst fällige wissenschaftliche Darstellung von Leben und Schaffen Andréä zu bieten; es will vielmehr zeigen, wie auch in bizarr erscheinenden Formen religiöse Erfahrungen wirksam sind. Rühle

1764–1835. Die Memoiren des Ritters von Lang. Herausgegeben von Hans Hauss'herr. K. F. Koehler Verlag Stuttgart, DM 9.80. – Nur durch eine der Zufallsentscheidungen der napoleonischen Flurbereinigung sind heute Ulm und Biberach nicht bayrisch oder badisch, die Helden des Hornberger Schießens und die Riesenschwaben keine Württemberger geworden. So ist der Pfarrerssohn aus Balgheim unweit Nördlingen mit seinen Erinnerungen aus seinem Berufsleben als „Ritter von Lang“ zwar manch bayrischem Archivforscher lange vertraut, uns aber wird er erst durch die Auswahl seiner reichhaltigen Aufzeichnungen durch den Hallenser Historiker Hauss'herr vorgestellt, und mit vergnüglichem Behagen erkennen wir aus seiner offenherzigen, oft auch bissigraunzigen Darstellungsweise ein schwäbisches Vetterle.

Strebsamkeit, Bildung und Toleranz haben für den Lebensweg Pate gestanden, der aus dem evangelischen Dorfpfarrhaus in den Hofdienst der katholischen Fürsten von Oettingen-Wallerstein führte, ein souveränes Regime über 5700 Seelen, wo der Landesherr die Amtskasse im Notfall durch persönlichen Kredit seines Rentmeisters auffüllen lässt –, weiter über Wien, mit einem Abstecher ins malaria-verseuchte Kriegsgebiet des damals

von Laudon noch einmal eroberten Belgrad, schließlich nach Ansbach-Bayreuth zu Hardenberg, und nun bringt der Übergang dieser fränkischen Gebiete an Bayern all die großen und kleinen Aufgaben dieser Anpassung mit sich, die mit dem Machtwort Napoleons allein ja noch lange nicht organische Wirklichkeit geworden war.

Man lernt die Vielseitigkeit kennen, mit der der leitende Beamte – ohne viel Aufwand an Stab, Büro und Technik – damals die Probleme seines Bereichs vom Handwerk bis zum Archiv selbst kennen mußte; man erfährt auch von anderen, die, wie auch zu sonstigen Zeiten, ihre Aufgabe in Bosheit und Intrigen erfüllt sehen. Einzigartig ist vor allem die Atmosphäre der großen Kongresse, der Wichtigkeiten von Rang und Titulaturen zu spüren – wie uns der Maler Baptist Pfug die städtische und bäuerliche Welt der Epoche bewahrt hat, so ergänzt ihn Lang's Schilderung nach der höfischen und behördlichen Seite, die nun, mit der Bereinigung der süddeutschen Landkarte, in den Verwaltungen der drei neuen größeren Länder den bestimmenden Ton angeben sollte.

Lang hat in diese neue Welt, an deren Grundlagen er selbst mitgearbeitet hat, nicht recht gepaßt: Willkür, Dünkel, Korruption und die nun von Altbayern ausgehende Intoleranz sind ihm ein Greuel, früh zieht er sich zurück und lebt seinen Erinnerungen und Interessen, von denen die Schilderung eines Besuchs bei Goethe nicht im Vorraus verraten werden darf, da das im Buch selbst gelesen werden soll.

Bei der Sommerfahrt 1958 im Ellwanger Raum wird sich der Heimatbund überzeugen, wie schwäbisch das Ries, dem Karl Heinrich Lang entstammte, im Grunde war und ist, und was so deutlich aus fast jeder Zeile dieser Rückschau spricht, wird an den Stätten, die er so drollig und lebensnah schildert, noch unmittelbarer erkennbar werden.

W. Kohlbaas

Karl Götz, Johann Bruecker – Der Mensch, der Erfinder, der Wohltäter. Hrsg. von der Johann-Bruecker-Stiftung in Schönaich (Württemberg), o. J. (erschienen 1957 im Kommissionsverlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart). 151 Seiten, 64 Tafeln. – Die Donau hinab in den Osten und Südosten Europas und später über Meer nach Amerika führten die Hauptwege der deutschen Auswanderer. In der Biographie des Donauschwaben Johann Bruecker, der als Mechaniker nach Amerika ging und dort zum Erfinder wurde, zeichnet sich dies doppelte Geschehen der Auswanderung in beispielhaft verdichteter Form ab.

Die Vorfahren Brueckers stammen aus der Pfalz und aus der Marbacher Gegend. Endstation ihres Zuges in die Fremde war Neu-Pasua in Syrmien, und dort ist Johann Bruecker geboren. Vor dem Hintergrund dieses Dorfes spielt sich das bescheidene Leben der Schneidersfamilie ab, in der Johann aufwächst. Früh schon regt sich in dem Buben das technische Interesse; er ist ein Tüftler, der dann als Schlosser- und Mechanikergeselle ständig neue Handgriffe, neue Verbesserungen ausknobelt. Lernen, lernen, lernen – das ist Brueckers ganzes Streben; er will keine Sicherheit, er will vorwärts kommen. Und darum fährt er 1907 mit einer Gruppe junger Leute nach Amerika. Um diese Zeit hatte die Deutschen im Südosten nämlich das Amerikafieber gepackt, und viele suchten drüben ihr Glück. Johann Bruecker wurde nichts geschenkt. Er lernte die Härte und Rücksichtslosigkeit des amerikanischen Lebenskampfes kennen, aber mit Tüchtigkeit und Fleiß setzte er sich durch. Jahrzehntelang arbeitete er an einer Erfindung, und erst nachdem er diese zum Patent